

In freier Stunde

• Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt“ •

Nr. 156.

Posen, den 11. Juli 1928.

2. Jahrg.

Copyright Carl Duncker Verlag, Berlin 1927.

Scarlett Trent.

Der Roman eines starken Mannes.

Von Ernst Philipps.

9. Fortsetzung.

(Nachdruck unterfragt.)

Mit einem starken Empfinden des Unbefriedigtseins war Trent erwacht. Allerdings bedurfte es von Zeit zu Zeit aller seiner geistigen Anstrengungen, die Gedanken nicht in die unselige Vergangenheit zurückschweifen zu lassen — selbst mitten in der Nacht war er aufgefahren, das Stöhnen des alten Mannes in den Ohren — oder war es das Flüstern des Nachtwindes in den hohen Ulmen gewesen? Aber er verfügte über keine große Einbildungskraft. Er fühlte sich stark genug, alle unangenehmen Erinnerungen zu unterdrücken. Wenn er auch nicht sehr großmütig gewesen war — auf jeden Fall hatte er ein ehrliches Spiel gespielt. Wenn Monty am Leben geblieben wäre, würde er seiner Tochter nur Enttäuschung und Demütigungen gebracht haben. Die Photographie war von ihr — er zweifelte keinen Augenblick daran! Aber selbst jetzt war er noch nicht davon überzeugt, daß Monty ihr Vater gewesen war. Auf jeden Fall würde sie es nie erfahren. Er fühlte sich nicht verpflichtet, ihr gegenüber die Geschichte zu berühren. Sein früherer Teilhaber hatte sein möglichstes getan, um völlig mit seinem früheren Leben zu brechen. Dazu hatte er gewiß genügend Veranlassung gehabt. Es war nicht notwendig, daß er selbst die Sache aufrißte — es würde nur einen unangenehmen Eindruck machen. Das Bild, das niemand anders außer ihm je gesehen hatte, war das einzige Band zwischen der Vergangenheit und dem Heute, — zwischen seinem alten betrunkenen Kompagnon — der, abgezehrt und vom Sumpffieber befallen, einen verzweifelten Versuch gemacht hatte, sich im Innern Afrikas ein Vermögen zu schaffen — und dem Millionär Scarlett Trent von heute. Das Bild war sein kostbarster Besitz, aber nie hatten andere Augen als die seinen darauf geruht.

Er kleidete sich mit mehr Sorgfalt als gewöhnlich, wenn auch mit gewisser Anstalt. Er war ein Mensch, der es sich fast zur Ehre anrechnete, sein Äußeres zu vernachlässigen, und ähnelte, was Schnitt und Stoff seines Anzugs betraf, einem Arbeiter im Sonntagsgewand. Heute zum erstenmal betrachtete er seine Erscheinung mit kritischem und tadelndem Blick. Sein Anzug war ihm zu groß, die Farbe zu auffallend, der Kragen altmodisch und die Krawatte geschmacklos. Die Unzufriedenheit mit sich und die Neigung zum Kritifizieren war etwas völlig Neues für ihn. Er entsann sich seines Spazierganges durch die Stadt am vorigen Tage mit einem Frösteln, als ob es ein Alpdruck gewesen war, und fragte sich, ob auch sie ihn mit den Augen der Straßenpassanten betrachtet habe; ob auch sie eine von denen sei, die erwarten, daß ein Mann sich den gleichen, allgemein angenommenen Gesellschaftsregeln unterwerfe. Mit einer Verwünschung knüpfte er sich die Krawatte und ging mit einem trüben Rest seiner guten Stimmung hinab ins Wohnzimmer.

Die frische Morgenluft, die durch die weitgeöffneten Fenster hereinströmte, das helle Sonnenlicht, das Freiheitsgefühl, das ihn erfüllte, versetzten ihn bald wieder in gute Stimmung. Mit gesundem Appetit am Morgen gesegnet — der herrlichen Gabe eines gleichmäßigen Lebens — ließ er dem Frühstück, das die Köchin für ihn bereitet hatte, alle Ehre angedeihen. Falls er etwa noch die pikanten Speisen entbehrte, so hatte das Schicksal sie für ihn bereit gestellt; denn er hatte kaum begonnen, als ein lautes Klingeln an der Gartenpforte bewies, daß er mit seinen Vermutungen recht gehabt hatte. Da Souza hatte am Bahnhof ein Morgenblatt gekauft und daraus ersehen, daß ihr Wirt sie genasführt hatte. Anscheinend war man entschlossen, die ganze Sache als einen vorzüglichen Scherz aufzufassen und ihm zu trocken; denn die Gesellschaft wartete vollzählig in einer offenen Autodroschke vor dem Eingang.

Trent schob seinen Stuhl in eine Lage, in der man ihn gut von draußen sehen konnte und fuhr mit seinem Frühstück fort. Die Gesellschaft im Wagen zeigte verdrossene und erregte Mienen. Da Souza stand neben dem Wagenschlag und verhandelte mit dem Hausmeister — die Damen schienen eifrig zuzuhören. Trent wandte sich zu dem Diener, der hinter ihm stand.

„Gehen Sie hinaus und sagen Sie Herrn da Souza, daß ich ihn allein sprechen möchte. Niemand sonst darf eintreten. Gehen Sie mir erst noch den gerösteten Toast, bevor Sie gehen.“

Ein wenig später trat der Portugiese ein, kriechend und niedergedrückt — bereit, sich allem zu unterwerfen. Trent ließ sich nicht in seiner Beschäftigung stören.

„Mein lieber Freund,“ rief da Souza und legte seinen Hut auf den Tisch, „das war eine köstliche Komödie. Sie sehen, wie wir alle darauf eingegangen sind — alle, ohne Ausnahme. Wir haben vor dem Frühstück eine Ausfahrt gemacht und sind jetzt zurückgekehrt. Sie konnten sich doch denken, daß wir Sie nicht auf diese Weise verlassen würden. Glauben Sie nicht auch, mein Lieber, daß der Scherz jetzt weit genug getrieben ist? Die Damen haben Hunger. Gehen Sie doch bitte Aufschlag, das Tor zu öffnen.“

Trent füllte seine Kaffeetasse, lehnte sich hintenüber in seinen Stuhl und rührte nachdenklich in seiner Tasse.

„Sie haben recht, da Souza,“ sagte er. „Es ist eine köstliche Komödie. Und das Schönste von allem ist, daß ich es ernst damit meine: Weder Sie noch eine der Damen werden je wieder an meinem Tisch sitzen.“

„Das kann nicht Ihr Ernst sein! Das kann nicht Ihr Ernst sein!“

„Ich kann Ihnen nur das Gegenteil versichern,“ bemerkte Trent mit kurzem Lachen.

„Aber . . .“ stotterte da Souza, „meinen Sie wirklich, daß wir so gehen müssen — hinausgeworfen — zum Gespött Ihrer Angestellten, und nachdem wir den ganzen Weg wieder zurückgekommen sind — das wäre zu toll. Das wäre einfach unerhört.“

„Sie können sich zum Teufel scheren,“ antwortete Trent kühl. „Ihr seid mir alle gleichgültig. Ihr glaubtet, daß ich ruiniert sei, und Ihr gingt auf die Flucht, wie die Ratten von einem sinkenden Schiff. Nun, ich habe Euch kennengelernt — sehr gründlich sogar.“

Alles, was ich noch zu sagen habe, ist: Machen Sie, daß Sie fortkommen, je eher, desto besser!“

Da Souza spielte nicht länger den Untergebenen. In seinen kleinen schwarzen Augen begann der giftige Blick einer Schlange zu funkeln. Er lehnte sich über den Tisch. Seine Stimme klang gedämpft.

„Ich stehe hier für meine Frau, für meine Tochter und für mich selbst,“ sagte er. „Ich gebe Ihnen die heilige Versicherung, daß wir nicht daran denken, fortzugehen.“

XII.

Zornflammenden Auges fuhr Trent auf. Da Souza prallte vor seiner ausgestreckten Hand zurück. Die beiden Männer starrten sich an. Da Souza fürchtete sich, aber der hoshafte Zug der Entschlossenheit wich nicht von seinem bleichen Gesicht. Trent fühlte instinktiv, daß es zwischen ihnen beiden zu einer Aussprache kommen mußte. Da Souza hatte schon mehrmals geheimnisvolle Andeutungen gemacht. Es wurde Zeit, einmal mit offenem Visier zu kämpfen. Der Löwe war bereit, den Schakal von sich abzuschütteln.

„Ich gebe Ihnen dreißig Sekunden, sich aus dem Staube zu machen. Wenn ich Sie dann noch hier sehe, wird es Sie gereuen.“

„Dreißig Sekunden,“ antwortete da Souza, „werden nicht genügen, Ihnen zu sagen, weshalb ich mich weigere, zu gehen. Hören Sie lieber ruhig zu, Trent. Es ist in Ihrem eigenen Interesse. Sie werden später selbst zu dieser Erkenntnis kommen.“

„Schießen Sie los; ich bin neugierig, was Sie mir zu sagen haben. Aber auf eines möchte ich Sie aufmerksam machen. Ich bin heute morgen etwas kurz angebunden. Ich gebe Ihnen den guten Rat, sich Ihre Worte gut zu überlegen.“

„Seien Sie unbesorgt,“ grinste da Souza. „Ich möchte Sie bitten, lieber Freund, sich unserer ersten Begegnung zu erinnern.“

Trent nickte. „Das werde ich nicht so leicht vergessen.“

„Ich kam von Elmina, mit Ihnen Geschäfte zu machen,“ fuhr da Souza fort. „Ich hatte in Aschanti Geld im Handel mit Palmöl und Mahagoniholz verdient. Sie besaßen Land, eine Konzession zur Ausbeutung von Goldgruben und der Herstellung eines Weges nach der Küste. Es war eine gewagte Sache, aber wir haben uns doch geeinigt. Ich begleitete Sie nach England, ich verdiente weiter Geld.“

„Sie haben sich ein Vermögen geschaffen,“ sagte Trent trocken. „Ich brauchte damals dringend Geld, und Sie haben mir für eine Kleinigkeit einen Anteil abgeschwindelt, der Ihnen eine Viertel Million Pfund einbringt.“

„Sehr gut möglich,“ erwiderte da Souza. „Vielleicht sind auch Sie statt Millionär ein Schwindler und Abenteurer.“

„Wenn Sie nun nicht innerhalb einer halben Minute sagen, was Sie noch hier hält, dann reiße ich Ihnen die Zunge aus dem Munde,“ schrie Trent mit mühsam beherrschter Stimme.

„Ich bin schon dabei,“ antwortete der andere. „Es ist nicht sehr schön, was ich zu erzählen habe, aber Sie müssen sich ruhig verhalten.“

Seine kleinen schwarzen Augen glitzerten wie die einer Schlange. Er zeigte die Zähne. Selbst seine Angst hatte er vergessen.

„Sie besaßen damals einen Kompagnon. Die Konzession wurde Ihnen beiden gemeinschaftlich erteilt.“

„Er ist gestorben,“ gab Trent zurück. „Mir als Ueberlebenden fiel laut Vertrag alles zu.“

„Ein feiner Kontrakt,“ höhnte da Souza langsam mit einem feuchtlischen Lächeln. „Der andere war alt und schwach. Sie waren mit ihm in Bekwando, wo es keine Weiszen gibt — niemand, der Sie kontrollieren konnte. Sie haben ihm Alkohol zu trinken gegeben — Sie sahen das Fieber im Anzuge, und Ihrem Kontrakt fügten Sie die Klausel hinzu, daß im Falle einer von Ihnen beiden

sterben würde, alles dem Zurückbleibenden gehörte. Und Sie gaben ihm Kognak, in einem Gebiet, in dem Sumpffieber wüthet — und siehe da: Sie kehrten allein zurück. Wenn die Leute das hören, werden sie sagen: Auf diese Weise wird man nun Millionär.“

Er hielt einen Augenblick inne und schöpfte tief Atem. Die Stirnadern waren ihm angeschwollen, und er bedachte rechtzeitig, was der Londoner Arzt ihm gesagt hatte. Daher schwieg er, wischte sich den Schweiß von der Stirn und kämpfte mit der Angst, die ihm das Blut in den Adern gerinnen ließ. Denn Trents Gesicht war fürchterlich anzuschauen.

„Sonst noch etwas?“

Da Souza raffte allen Mut zusammen.

„Ja. Was ich gesagt habe, bedeutet noch nichts. Es ist gemein, es wird Anlaß zu verschiedenen Bemerkungen geben, wenn es bekannt wird — aber das alles hätte noch wenig zu sagen. Leider gibt es noch etwas anderes.“

„Heraus mit der Sprache!“

„Sie haben Ihren Kompagnon im Stich gelassen!“

„Das ist Lüge! Ich habe ihn zwanzig Stunden auf dem Rücken getragen, mit einer Anzahl schwarzer Teufel auf den Fersen. Wir hatten uns verirrt, und ich selbst war mehr tot als lebend. Wer an meiner Stelle würde unter diesen Umständen noch eine Leiche weitergeschleppt haben? Scheren Sie sich zur Hölle!“

Da Souza prallte vor den blühenden Augen zurück. Aber er dachte nicht daran, fortzugehen. Er stand geschützt neben der Tür, und in seiner Haltung, vornübergebeugt und heiser flüsternd, erinnerte er Trent an ein abscheuliches Götzenbild in den heiligen Wäldern Bekwandos.

„Ihr Teilhaber war noch keine Leiche, als Sie ihn verließen,“ zischte der Portugiese. „Es war töricht von Ihnen, sich dessen nicht zu vergewissern. Die Neger Bekwandos haben ihn gefunden und vor den König gebracht, aus dessen Gewalt ihn Hauptmann Francis befreite. Er lebt heute noch!“

Trent stand einen Augenblick wie versteinert. Monty noch am Leben! Aber wie eine Erleichterung kam ihm sofort der Gedanke, daß das eine Unmöglichkeit war. Der Mann hatte schon im Sterben gelegen, als er ihn verließ, und die Zeit der Wunder war vorüber.

„Sie reden wie ein Irreer, da Souza. Glauben Sie, mich mit derartigem Altweibergeschwätz einschüchtern zu können?“

„Es ist kein Altweibergeschwätz, was ich erzähle. Der Mann lebt noch, und ich kann Ihnen hierüber mindestens ein Duzend Beweise vorlegen. Sie waren ein Idiot.“

Trent dachte an den Abend zurück, da er wieder in den Urwald zurückgegangen war und keine Spur von Monty hatte finden können. Allmählich nahm die Möglichkeit, daß da Souzas Bericht wahr sein könne, drohende Umrisse an. Der Gedanke allein machte ihn fast wahninnig. Als er wieder sprach, gab er sich äußerste Mühe, seiner Stimme Festigkeit zu verleihen. Trotzdem klang sie in seinen Ohren, als wenn jemand in großer Ferne spräche.

„Vorausgesetzt, daß Ihre Mitteilung auf Wahrheit beruht: Wo steckte er dann die ganze Zeit? Weshalb ist er nicht gekommen, seinen Anteil zu fordern?“

Da Souza zögerte. Er hätte gern einen anderen Grund angegeben, aber das wäre zu gewagt gewesen. Die Wahrheit war hier am besten am Platze.

„Er ist halb geisteskrank. Er hat das Gedächtnis verloren und arbeitet jetzt auf einer Missionsstation unweit Attra.“

„Und warum haben Sie mir das nicht eher gesagt?“

Da Souza hob die Achseln. „Das war nicht notwendig. Unsere Interessen waren die gleichen. Es war daher besser, daß Sie es nicht wußten.“

„Vermag er sich an nichts mehr zu erinnern?“

(Fortsetzung folgt.)

Die heilige Ruhe.

Von J. Herrmann (Prag).

Herr Bonaventura Lichtblau war kein böser Mensch. Ja, man kann sagen, daß er ein sehr guter Mensch war. Vor nichts hegte er mehr Angst als davor, sich mit jemandem zu entzweien. Nur mit jedermann gut auskommen! Nur sich mit niemandem zerschlagen! Nur niemandem im Wege stehen!

Zawohl, niemandem im Wege stehen! Diese Lebensweisheit hatte ihm niemand gesagt und er hatte sie auch nirgends gelesen. Er besaß sie von selber. Mit seinen lebhaften, gutmütigen, blinzelnden Augen betrachtete er die Welt und all ihr Wanken und Schwanken, bis er eines schönen Tages mit seinem eigenen gesunden Instincte die große Wahrheit fand; wenn er auf der Welt irgend jemandem im Wege stehen würde, wäre es aus mit seiner Ruhe.

Deshalb besuchte Herr Bonaventura auch keinerlei Vereine und kandidierte auch niemals — denn auch diese Versuchung trat eines schönen Tages an ihn heran. Er saß mit seinen Mitbürgern im benachbarten Wirtshaus und plötzlich begannen seine Freunde, als ob sie sich verabredet hätten, damit loszuschleusen:

„Herr Lichtblau, wir stehen vor den Gemeindevahlen — und wie ist's denn mit Ihnen, was? Sie haben das Alter, Ihr sicheres Leben, Sie sind Hausbesitzer, haben eine ordentliche Buchhaltung und verstehen auch ein wenig von der Gemeindegebarung. Es ist uns eine Kleinigkeit, Sie in den Gemeindevahlen hinauszubekommen. Nehmen Sie doch an.“

Nur ein kleines Weilschen währte das angenehme Prickeln infolge dieses schmeichelhaften Anerbietens, nur ein kleines Weilschen wurde ihm geradezu heiß, wenn er darüber nachdachte, daß es sich wahrhaftig schön machen würde, wenn man von ihm sagen würde: der Herr Gemeinderat Lichtblau. Oder gar der Herr Stadtverordnete Lichtblau! Aber bald kehrte die Besinnung in Herrn Lichtblau wieder und er siegte über die teuflische Versuchung.

„Nein, meine Herren, es geht nicht, für mich ist das nichts. Ich will meine Ruhe haben.“

Und bis zu den Wahlen mied er sein geliebtes Stammlokal, damit sich das Zureden nicht wiederhole.

Einige Zeit später unterwarf er seinen gesamten Besitzstand einer Generalrevision, und als er feststellte, daß das, was er besaß, tatsächlich bis zu seinem Lebensende genügte, verkaufte er sein Unternehmen, in dem er sich genug abgeradert hatte, und zog sich ins Privatleben zurück.

Jetzt wird er schon niemandem im Wege stehen. Er hat einen Platz freigemacht und wird seine heilige Ruhe haben.

Aber er hatte dabei an irgend jemanden nicht gedacht. Jemand sollte Herrn Lichtblau denn doch das Leben verbittern.

Und das war Herr Matarius Wänzerich. Ein Mann, der gleichfalls niemandem etwas zuleide tat, aber dessen bloße Erscheinung Herrn Lichtblau den ganzen Tag zu verderben imstande war. Sobald er mit ihm zusammentraf, erklang aus dem Munde des Herrn Matarius Wänzerich die stereotype Frage:

„Haben Sie sich bereits zu entschließen geruht? Darf ich Sie besuchen, damit wir es schriftlich festlegen?“

Im selben Augenblick überzog das Gesicht des Herrn Lichtblau ein Leidensausdruck, als ob ihn irgend eine innere Krankheit verzehren würde, und er antwortete beinahe unwirsch:

„Später, etwas später, Herr Wänzerich. Drängen Sie mich nicht.“

Herr Wänzerich war nämlich Akquisiteur der Lebensversicherung „Abundancia“ und bemühte sich, den Herrn Lichtblau für sein Unternehmen zu gewinnen.

Herr Lichtblau konnte sich später niemals mehr daran erinnern, wann er eigentlich mit Herrn Matarius Wänzerich bekannt geworden war. War es einmal in einem Ausflugszuge, war es im Gasthause, war es in der Tramway oder war es bei einem Begräbnisse? Er überprüfte sein verflohenes Leben, er kehrte um fünf, um zehn Jahre in die Vergangenheit zurück, er erinnerte sich aller denkwürdigen Augenblicke, aber er kam schließlich zur vollkommenen Ueberzeugung, daß seine Bekanntschaft mit Herrn Wänzerich keinen Anfang habe, daß er ihn niemals ein erstes Mal erblickt hätte, daß ihn aber Herr Wänzerich mit seiner zudringlichen Frage schon „zeitlebens“ quälte.

Und schließlich, vielleicht hätte er sich schon endlich dazu bewegen lassen, aber Herr Wänzerich packte es bei ihm unendlich unglücklich an. Darin lag eben seine „tragische Schuld“.

„Schaun's, Euer Gnaden“, sagte er damals zum ersten Male zu ihm — (wann aber war das nur? Wann war das aber nur? Vergeblich quälte sich Herr Lichtblau damit) — „Sie können gar nichts Besseres tun. Ich hab' den Herrn Rapaun versichert — Sie kannten ihn doch, nicht wahr? — Er bezahlte vier Prämien, binnen einem Jahre starb er und die Witwe bekam Fünftausend. Den Herrn Drahtstiftel haben Sie aber gekannt? Den hab' ich auch versichert; binnen zweier Jahre hat ihn der Herrgott zu sich genommen, die Familie aber erhielt das ganze Versicherungskapital — acht Tausender. Der Herr Pappendedel zahlte eineinhalb Jahre ein, segnete das Zeitliche, sein Frauerrl bekommt die Versicherungssumme und heiratet wieder. Der Herr Gelsenstich, ein Privatier, besitzt ein schönes Vermögen — und verspielt alles auf der Böse. O, du mein

Gott, was war das für ein Glück, als er fünfviertel Jahre nach der Versicherung stirbt und die Familie von uns Zwanzigtausend auf die Tischplatte aufgezählt erhält. Man konnte das Haus retten und damit alles. So eine ist die „Abundancia“. — Und wenn Sie innerhalb eines halben Jahres sterben sollten, — das Geld wird sofort zur Stelle sein.“

Darin aber bestand der verhängnisvolle Fehler des Herrn Wänzerich, daß er dem Herrn Lichtblau nur von Leuten erzählte, die so bald von der Welt Abschied nahmen. Hätte er ihm erzählt, daß jemand, den die „Abundancia“ versichert hatte, noch dreißig, vierzig, oder gar fünfzig Jahre weiterlebte, so hätte sich der Herr Lichtblau entschlossen. Aber das verhängnisvolle Lockmittel des Herrn Wänzerich hatte gerade die gegen-eilige Wirkung. Herr Lichtblau hatte nämlich die feste, abergläubische Ueberzeugung, daß die Versicherung seinen nahen Tod zur Folge gehabt hätte, und um den stand er aber nicht. Und je länger es dauerte, desto mehr gelangte er zur Ueberzeugung, daß der Herr Wänzerich nicht eine Lebens-, sondern eine Todesversicherung abschleife. Und von der Zeit an konnte er den Herrn Wänzerich schon nicht mehr sehen und seinen jeweiligen Besuch bißte er stets mit einem Krankwerden ab.

So ging es schon zwanzig oder fünfundzwanzig Jahre. Inzwischen wurde das Haupt des Herrn Lichtblau grau, neigte sich nach vorwärts, und auch seine Tage neigten sich zu Ende, und als er eines Montags gerade sein fünfundsechzigstes Jahr erreicht hatte, starb er eines glücklichen, plötzlichen und schmerzlosen Todes. Es hatte ihn der Schlag getroffen.

Es war nicht daran zu zweifeln, daß er gestorben war. Er lag aufgebahrt, die Leute kamen ihn anschauen, man legte ihn in den Sarg, man vernagelte ihn, man überführte ihn, der Totenwagen rasselte mit ihm über das Pflaster, es nebelte dabei und es war so kalt, als ob man mit Nadeln gestochen würde, aber der Herr Lichtblau empfand das glückliche Gefühl, daß er im Trocknen, ja beinahe im Warmen liege, und daß er jetzt für immer seine heilige Ruhe habe.

Am Friedhof ließ man ihn ins Grab herunter, schüttete es zu und Herr Lichtblau, obgleich nicht der geringste Zweifel darüber bestand, daß er sich im Grabe befand, und obgleich er es selber fühlte, kam es vor, daß er sich irgendwohin hoch in die Lüfte emporzuschwingen und auf all das hier unten herabschauen. Und wie er so die erste Nacht ruhig schlief, dachte er nur noch wie im Traume daran, daß ihn hier der eitelhafte Wänzerich nicht mehr verfolgen werde, und daß er ihn schon nie mehr beunruhigen werde.

Aber er hatte sich darin getäuscht! Er zählte zwar nicht die Tage und Nächte, aber er wußte soviel, daß er hier noch nicht lange liege, als ihn irgendwelche dröhnende Schläge aufweckten, die wohl anfänglich entfernt klangen, doch das Dröhnen näherte sich, die Schläge drangen immer tiefer und tiefer, bis Herr Lichtblau erriet, daß neben ihm ein neues Grab ausgeschaufelt wurde. Dann war einen Tag lang Ruhe, aber schon den Tag darauf vernahm er über sich Schritte, Beten, Gesang, man ließ einen Sarg ins neue Grab herunter, es fiel Lehm und Gestein herab, der Lärm entfernte sich und alles wurde wieder ruhig.

„Gott sei's gedankt!“ sprach Herr Lichtblau. „Wieder ist Ruh!“ Und es blieb tatsächlich ruhig, und zwar bis Mitternacht. Da aber plötzlich ließ sich an der schmalen Erden-Scheidewand zur Seite des Herrn Lichtblau, welche die beiden Gräber voneinander trennte, ein Klopfen vernehmen.

„Wer gibt denn da nicht einmal während der Nacht Ruhe?“ brummte der Herr Lichtblau vor sich hin und tat so, als ob er nicht höre.

Das Klopfen aber wiederholte sich immer stärker und eindringlicher. Wer sich da Eingang verschaffen wollte, ließ sich nicht abweisen.

Endlich aber vermochte sich Herr Lichtblau nicht mehr zurückzuhalten und rief laut: „Wer ist denn da vom Teufel besessen? Hier soll doch heilige Ruhe herrschen. Was wollen's denn?“ „Ich habe die Ehre, verzeihen Sie, Euer Gnaden, ich bin es.“ ließ sich eine Stimme vernehmen, aus welcher die Freude des Unbekannten herausklang, daß er doch durch sein Klopfen Gehör gefunden hatte.

„Wer ist das ich?“ fragte Herr Lichtblau unwirsch, dem die Stimme unendlich bekannt vorkam, der sich aber um alles in der Welt nicht erinnern konnte, wem sie gehöre.

„Euer Gnaden, ich, Matarius Wänzerich“, lautete die dienstfertige und höfliche Antwort.

In Herrn Lichtblau war zwar längst alles Blut erkaltet, aber jetzt verzeigte es in ihm geradezu. Eine solche Begegnung hatte er sich nicht erhofft.

„Menschenskind“, rief er klagend aus, „was wollen Sie denn da?“

„Ach, ich wollte es ja nicht“, antwortete Herr Wänzerich, „aber ich wurde nicht mehr gefragt, ob ich will oder nicht. Ich verabschied, und gar bald nach Ihnen, es dauerte nicht einmal einen Monat. Und was ist es doch für ein Glück, daß sie mich neben Sie gelegt haben. Vielleicht wird es mir möglich sein, daß ich Ihnen dienen kann. Dort oben haben Sie mir die Provision nicht vergönnt, aber jetzt können wir vielleicht ein Geschäftchen machen. Ich habe nämlich im letzten Jahre noch

eine Agentur dazu genommen, für eine funktgeladene Versicherungs-gesellschaft ohne Konkurrenz! Wir versichern die Imprägnierung der Seligen und nahezu um einen Pappenstiel und hervorrage.

„Was versichern Sie?“ rief Herr Lichtblau aus, gänzlich aufgebracht, daß er wieder vom Versichern hörte.

„Euer Gnaden, die Seligen. Wir imprägnieren sie, damit sie nicht von den Würmern zerfressen werden. Mit Garantie auf fünfzig Jahre und für eine Gebühr je nach dem Rauminhalte, einmal für immer, Euer Gnaden. Sie bezahlen sie und haben für immer Ihre Ruhe.“

„Und wenn ich mich nicht versichern lasse?“ fragte Herr Lichtblau stockenden Atems.

„Dann fressen Sie die Würmer auf und aus ist's...“

Herr Lichtblau holte Atem und rief seinem Nachbar ganz erboht zu:

„Also hören Sie mich an, vermaledeiter Wänzerich, ich lasse mich auf Ihre Imprägnierung nicht versichern! Ich will meine heilige Ruh' haben. Sollen sie mich auffressen — das ist das Allergeringste.“

Es waren Herrn Lichtblaus letzte Worte. Gleich danach stopfte er sich das Polsterchen, das er unter dem Haupte hatte, in die Ohren und wandte seinem Nachbar den Rücken zu...

Russische Wike.

In Rußland gibt es zwei berühmte Clowns, Bim und Bom, die von der Bühne herunter gerne politische Anekdoten und Wike erzählten, oft solche, die recht gewagt sind. Einige mögen hier folgen:

Bim: „Sage mir, lieber Bom, was weißt du über Karl Marx?“

Bom: „Nicht viel. Er wurde geboren in Deutschland, lebte in England, wurde begraben in Rußland.“

Bim: „Sieh hier, lieber Bom, hier habe ich das Bild eines Mausoleums am Kreml. Was ist das?“

Bom: „Lenins Grab.“

Bim: „Und wer ist Lenin?“

Bom: „Unser Grab.“

Bim: „Hier, Bom, habe ich einen Stock. Der goldene Knauf hier oben ist der Zar, der Schaft sind die Bauern und Arbeiter und unten die eiserne Zwinge sind die politischen Verbrecher. Dieser Stock ist also das Symbol des alten Rußlands.“

Bom: „Drehe den Stock um, lieber Bim, und du hast das Symbol des neuen Rußlands. Die Bauern und Arbeiter sind in der Mitte geblieben. Wer aber ist oben?“

Bim: „Wer war wohl zuerst auf der Welt, der Arzt oder der Architekt?“

Bom: „Keiner von beiden.“

Bim: „Nanu! Selbstverständlich der Arzt, denn es steht geschrieben: Gott nahm eine Rippe des Adam und schuf daraus das Weib. Wäre ein solcher operativer Eingriff ohne einen tüchtigen Chirurgen möglich gewesen?“

Bom: „Dann war doch eher der Architekt zuerst da. Denn es steht geschrieben: Gott schuf das Weltgebäude aus dem Chaos. Es ist also gebaut worden. Und doch war vor dem Architekten noch ein anderer da.“

Bim: „Nanu?“

Bom: „Bedenke, Bim, wer hat das Chaos gemacht?“

Bim: „Das kann doch nur ein Bolschewist gewesen sein.“

Bim: „Denke dir, Bom, ich habe in der letzten Nacht geträumt, Zar Nikolaus II. und Lenin trafen sich im Himmel und blickten gemeinsam auf das russische Volk hinunter. Es war gerade die Zeit, wo der Wodkaverkauf wieder freigegeben war, allerdings statt des 55prozentigen Sprits der Zarenzeit nur ein 40prozentiger. Beide gewahren, wie sich ob des wiedergewonnenen Nationalgetränktes das russische Volk herzlich freute. Dennoch sah Väterschen Nikolaj Alexandrowitsch recht bekümmert drein. Er wandte sich an Lenin und was meinst du wohl, was er zu ihm sagte?“

Bom: „Er fragte vorwurfsvoll: War das alles nötig wegen dieser 15 Prozent minus?“

Der Bildfunk kommt.

Von Dr. Georg Winkler.

Schneller als man annehmen konnte, haben die Versuche mit dem Bildfunk zu einem praktischen Ergebnis geführt. Es gibt bereits eine ganze Anzahl von Apparaten, die für den Bildfunk erprobt und als brauchbar befunden worden sind. Da ist zunächst der Apparat des englischen Kapitäns Fulton, Fultograph genannt. Die Wiener Radiostation Rosenhügel macht schon seit mehreren Monaten Versuche mit der Radioübertragung von Bildern. Diese Versuche sind so erfolgreich verlaufen, daß man beabsichtigt, bereits vom Oktober ab den Bildrundfunk in den offiziellen Teil des Rundfunkprogramms aufzunehmen. Auch in Berlin wird man in der nächsten Zeit mit den Versuchen beginnen und wahrscheinlich ebenfalls noch im Laufe dieses Jahres den Bildrundfunk einführen.

Dem Prinzip nach unterscheidet sich die Bildübertragung nicht von der bereits seit längerer Zeit bekannten telegraphischen

Bildübertragung. Am Sender wird das Bild auf eine Walze gesetzt und mit Hilfe einer besonderen Apparatur Linie für Linie, Punkt für Punkt abgetastet. Der Wechsel von Licht und Schatten wird in elektrische Kraft umgeformt und läuft nun auf den drahtlosen Wellen weiter, bis er schließlich am Empfangsapparat wieder in seine alte Form zurückverwandelt wird und ein Metallstift auf dem mit Jod-Kali und Stärke getränkten Papier das Bild aufzeichnet.

Der Vorgang des Bildrundfunks stellt sich ungefähr folgendermaßen dar: Mitten im Programm erklärt die Sendestation plötzlich: Als Nächstes bringen wir Ihnen einen Vortrag von Professor X. über den „Weltkrieg gegen die Matten“. Wir übermitteln Ihnen zunächst das Porträt von Professor X. Schalten Sie bitte die Bildwalze ein.“ Dieser Bildempfangsapparat soll an jedem Radioapparat angeschaltet werden können, sofern dieser Apparat, Detektor- oder Röhrenapparat, einen einwandfreien Empfang, d. h. einen lauten Empfang im Kopfhörer oder mindestens einen deutlichen Lautsprechereingang, liefert. Am besten ist es, den Bildfunkapparat an die Stelle der Kopfhörer oder des Lautsprechers zu schalten, während man diese abschaltet. Man kann aber auch, falls die Empfangsanlage stark genug ist, den Bildempfangsapparat gleichzeitig mit den Hörern oder dem Lautsprecher einschalten. Beim Fultograph besteht dieser Apparat aus zwei Kästchen, von denen das größere ein Uhrwerk enthält, das die Walze treibt, das kleinere enthält eine für den Bildfunk notwendige Verstärkerröhre. Das Empfangspapier wird nun in eine gebrauchsfertig gelieferte Lösung getaucht und dann auf die Walze gelegt. Der vom Sender kommende Strom löst selbstständig das Uhrwerk an, und nun läuft über die sich drehende Walze die Nadel, in engen Spiralen das Bild aufzeichnend. Infolge der Präparierung des Papiers ist das Bild gleich fertig. Es braucht weder entwickelt, noch fixiert zu werden und soll angeblich längere Zeit haltbar bleiben. Der Empfangsapparat ist immerhin noch ziemlich teuer und kostet vorläufig wahrscheinlich noch mehrere hundert Mark. Das bedeutet, daß der Ausbreitung des Bildrundfunks vorläufig recht erhebliche Schranken gesetzt sind, zumal man nicht einmal weiß, ob überhaupt sehr reges Allgemeininteresse für diese Bildübertragung besteht. Denn die Bilder sind selbstverständlich infolge ihrer Zusammensetzung aus einzelnen Punkten noch nicht sehr eindrucksvoll.

Neben dem Fultograph gibt es noch andere Bildfunkapparate, die sich jedoch nicht wesentlich von diesem Prinzip unterscheiden. Die technische Möglichkeit des Bildrundfunks ist nach dem Stand der bisherigen Versuche nunmehr durchaus gegeben, so daß man die Probe aufs Exempel, wie groß das Interesse für den Bildrundfunk ist, schon in nächster Zeit unternehmen kann.

Aus aller Welt.

Der Sonnenwendkäfer. Diesen Namen hat der Käfer erhalten, weil er zur Zeit der Sommer Sonnenwende aufsteht. Er ist ein 15 bis 17½ Millimeter langer Käfer mit hellbrauner Färbung und rötlich-gelben Beinen, der als kleiner Verwandter des Mistkäfers gelten kann. An schönen, lauen Sommerabenden schwirrt er oft in Massen umher, stürzt gegen Lampen und Laternen an. Der Sonnenwendkäfer ist scheuer als der Mistkäfer, das Weibchen hält sich am liebsten versteckt. Sein Leben ist nur kurz. Er kriecht an Blättern und auch an Blüten. Wie die Nachkommen der Mistkäfer, die Engerlinge, recht gefährliche Pflanzler sind, so auch die der Sonnenwendkäfer, die sogenannten Drahtwürmer. Sie leben hauptsächlich von feinen Grasswurzeln.

Ein „tränenender“ Baum als Wetterprophet. In Süd-Rhodesien wächst ein Baum, der sogen. Tagati-Baum, der von den Eingeborenen sehr verehrt wird, weil man ihm übernatürliche Kräfte zuschreibt. Der Baum besitzt nun in der Tat eine ganz seltsame Eigenschaft, indem er drei bis vier Tage bevor ein Regen oder Sturm eintritt, eine Flüssigkeit ausschleibt, die von den Eingeborenen als „Tränen“ bezeichnet und für heilkräftig gehalten werden. Selbst bei großer Hitze tritt diese Erscheinung ein, aber immer nur dann, wenn eine Witterungsänderung bevorsteht. Der Tränenerguß ist so stark, daß die Tropfen, die Rinne und Aeste benässen, sogar zu Boden fallen, wo sie von den Negern aufgefangen werden.

Fröhliche Ecke.

Konsequenz. „Papi, bring' mir ein Stückchen Schokolade!“
„Halte Ruhe!“
„Papi, ich möchte aber doch so gern ein Stückchen Schokolade haben!“
„Du sollst den Schnabel halten!“
„Papi, nur ein ganz kleines Stückchen!“
„Na warte, alter Quälritze, jetzt hole ich den Stod!“
„Papi, wenn du den Stod holst, bring' mir doch bitte gleich ein Stückchen Schokolade mit...“

Berlin. Der Herr Pastor aus Sachsen weilte zu Besuch in Berlin, wohnte im Hotel, und stieg um sechs Uhr aus dem Welt und ging ins Frühstückszimmer. Der Ober dachte offenbar, er käme jetzt erst von einem nächtlichen Ausflug zurück, denn er sagte:

„Verzeihung, mein Herr, nach zwölf Uhr verabreichen wir kein Abendessen mehr.“

K. M.